



1. Rede des 2. Schaffers - Herr Joachim Linnemann

Auf Bundespräsident und Vaterland

Meine Damen!
Meine Herren!

Der Titel dieser Rede steht seit vielen Jahren fest. So als ob das Vaterland etwas überaus Selbstverständliches wäre. Das ist es aber nicht. Zumindest nicht für uns Deutsche. Die Briten wissen seit ihrer "Glorious revolution" genau, welche Meere ihre Insel umgrenzen. Und auch ein Franzose dürfte spätestens seit der "Grande Revolution" die ihm merkwürdig erscheinende Frage nach dem Vaterland mit einem verdutzten Kopfschütteln beantworten.

Für uns Deutsche - die verspätete Nation, wie uns die Historiker nennen, ist es bis in die jüngste Vergangenheit hinein eher schwierig gewesen, die Grenzen unseres Vaterlandes zu benennen. Als mit der Reichsgründung endlich die Konturen Deutschlands auf der Landkarte ablesbar wurden, hatten unsere Vorfahren bald nichts Besseres zu tun, als diese durch zwei verheerende Kriege in erneute Fragwürdigkeit zu stürzen. Erst das Jahr 1990 schenkte uns die Wiedervereinigung des zerrissenen Vaterlands. Und damit auch die Grundlage für ein entspanntes Vaterlandsverständnis. Im Jahre 2006 war Deutschland Gastgeber der Fußball WM. Die Freude an diesem Sommermärchen sorgte schließlich dafür, dass auch in Deutschland - wie in allen anderen Demokratien - Fahnen und Wimpel in den Landesfarben ohne Scheu und mit positiver Emotion geschwenkt wurden.

25 Jahre geordnete Grenzverhältnisse sind angesichts der Geschichte nicht mehr als ein Lidschlag. Und unsere nun sicher erscheinenden Grenzen garantieren keineswegs ein in sich ruhendes Vaterland. Geschichte ist nicht nur Vergangenheit. Geschichte bedeutet Veränderung. Geschichte findet jeden Tag statt. Und im Herzen Europas, in Deutschland, vielleicht noch etwas dynamischer als in den ruhigeren alten Republiken des Kontinents.

Ein Vaterland braucht Einwohner. Die Landschaften, die jetzt Deutschland heißen, waren aufgrund ihrer Lage im Zentrum des Kontinents schon immer Orte der Durchreise, der Abreise, der Neuansiedlung. Römer, Vandalen, Goten, Hunnen oder Schweden: alle haben sich in Teilen in den Genpool des heutigen Deutschlands eingeschrieben. Jüngere Forschungen weisen sogar unserem Nationaldichter Johan Wolfgang von Goethe mit Sadok Selim Soldan einen muslimischen Vorfahren zu. Die Erde unter unseren Füßen ist seit Jahrhunderten maßgeblich durch ein stetes Kommen und Gehen geprägt.

Im 19. Jahrhundert wanderten über fünfeinhalb Millionen Deutsche nach Amerika aus. Das Königreich Württemberg verlor so 20 % seiner Bevölkerung. In Bremen bzw. Bremerhaven wurde ein Gutteil dieser Ausreisenden vorübergehend behaus, ernährt und verwaltet. Auch zum Wohle der Bremer Kassen. Auswanderung war ein lohnendes Geschäft. Die Segler und Dampfer des Norddeutschen Lloyds, der fast monopolistisch die gewinnträchtigen Überfahrten nach Amerika betrieb, wurden ganz neutral "Auswandererschiffe" genannt. Jene, die gegen gutes Geld vor 30 oder 50 Jahren DDR-Bürger nach Westdeutschland brachten, wurden als "Fluchthelfer" bejubelt. Zumindest im Westen.

Die aber, die heute den Flüchtlingen den Weg nach Westeuropa erleichtern, heißen nun "Schlepper". Zeigen sich hier die Weisheit der Gegenwart und die Dummheit unserer Ahnen?

Zurück ans Ende des 19. Jahrhunderts: New York wurde nach Wien und Berlin mit 120.000 Deutschen zur drittgrößten deutschsprachigen Stadt. Der aktuelle Begriff für diese Menschen lautet: "Wirtschaftsflüchtlinge". Dabei betrieben sie mit ihrer Flucht etwas Ur-Menschliches: Sie machten sich auf, um an anderer Stelle die Sicherheit und den Wohlstand zu suchen, die die Heimat nicht bieten konnte. Aber sie vergaßen ihre Heimat nicht: sie sprachen Deutsch, beteten beim deutschen Pastor, kauften beim deutschen Fleischer ein und tranken Bier nach deutscher Brauart. Eine Parallelgesellschaft also. Die Amerikaner duldeten sie, da die Deutschen das herrschende Recht anerkannten und weil der amerikanische Arbeitsmarkt dringend zusätzliche Akteure benötigte. Qualifizierte und Unqualifizierte – vor allem aber günstige!

Auf diesen Wegzug folgte ein neuer Zuzug: vor dem ersten Weltkrieg stellten die Polen rund ein Drittel aller Bergarbeiter im Ruhrgebiet. Es waren etwa 400.000 Menschen. Die polnische Minderheit im Deutschen Reich zählte an die zwei Millionen. Ohne sie hätte der ökonomische Aufstieg des Ruhrgebiets nicht statt gefunden.

Gleiches gilt für den Aufschwung der alten Bundesrepublik: ohne die mit staatlicher Hilfe akquirierten Arbeitskräfte aus Spanien, Griechenland, Türkei, Marokko, Portugal, Tunesien und dem ehemaligen Jugoslawien wäre der kometenhafte Aufstieg der Marke "Made in Germany" nicht möglich gewesen.

Bis Fremde zu Dazugehörigen werden, dauert es seine Zeit. Manchmal mehr als eine Generation. Wenn wir aber heute zurückblicken, können wir uns ein Leben ohne Pasta, Espresso, Döner, Cevapcici oder Gyros mit Tsaziki kaum vorstellen. Daneben bleibt unser traditionell vaterländischer Braunkohl natürlich bestehen. Denn die Änderung von Traditionen braucht viel Zeit. Aber am heutigen Tag haben wir endlich Damen unter uns. Die Dinge wandeln sich also doch. Langsam. Aber sie tun es. Vielleicht blicken wir ja in zwanzig Jahren bei diesem Anlass auf einen Teller mit veganem Braunkohle mit Tofupinkel?

Unser Wetter ist nicht nachhaltig besser geworden, aber die Gastarbeiter brachten ihre Mentalität, Gespräche im öffentlichen Raum unter freiem Himmel zu führen, mit. Und wir dankten für diese Gabe, indem wir heute von Februar bis November in ganz Deutschland im Schutz von Heizpilzen und Schirmen draußen sitzen, trinken, essen und reden. Unser Vaterland ist offener geworden. Und die einst Fremden haben einen großen Anteil daran. Deutschland ist mir auf diese Weise mehr zum Vaterland geworden als es dies in meiner Jugend war.

Blicken wir einmal auf den Arbeitsmarkt von heute. Ganze Berufsstände sind mittlerweile ohne die ehemaligen Gastarbeiter gar nicht mehr denkbar: Welches ländliche Krankenhaus funktioniert noch ohne Ärzte, Pfleger und Schwestern aus Osteuropa? Wie stände es um unsere Pflegeheime und die ambulante Pflege ohne die Polinnen und Kroatinnen, die das leisten, was Deutsche mehrheitlich lieber nicht mehr tun wollen? Wo kann man seinen Anzug ein paar Monate nach dem Kauf noch weiten lassen? Bei Schneidern, die zu 90% orientalische Wurzeln haben. Die Renovierung der ostdeutschen Hansestädte ohne die Kompetenz der polnischen Stukkateure? Sie wäre nicht möglich gewesen. Die deutsche Autoindustrie ohne italienische Bandarbeiter? Schwer vorstellbar. Und beim Neubau in der Immobilienwirtschaft – wo ich mich ein bisschen auskenne – sind es die Trockenbauer und die Stahlbieger, die Eßtrichleger und Betonierer, die nur eines gemeinsam haben: Sie wurden nicht in Deutschland geboren. Ohne all diese Menschen würde in diesem Land kein größeres Haus mehr



fertig gestellt.

Es braucht seine Zeit, aber das Fremde wurde und wird immer wieder zum Eigenen. Geschichte findet auch heute statt. Und die Sprache passt sich der Entwicklung an. Aus dem "Gastarbeiter" der 60er Jahre wurde der "Ausländische Mitbürger", wurde der Einwanderer".

In den Neunziger Jahren begannen wir mit den "Asylanten". Ihre Zahl ist dahin geschmolzen, ohne dass es für den kleinen Rest eine neue Bezeichnung gegeben hätte.

Jetzt fangen wir wieder neu an. Der Startbegriff heißt "Flüchtling". Ich bin gespannt, was in zehn Jahren sprachlich aus diesem "Flüchtling" geworden ist...

Dort, wo die Begegnung mit dem Fremden gezielt gesucht wurde – zum Beispiel in den Hafentädten wie Bremen und Bremerhaven – macht das Fremde weniger Angst als dort, wo man den Habitus des "unter-sich-Bleibens" pflegt. Früher und auch heute. Ähnlich sieht dies auch unser Bundespräsident mit Blick auf die Bewohner der neuen Bundesländer - die sich ja mit den Fremden schwerer tun - wenn er sagt: *"Viele von ihnen hatten bis 1990 kaum Berührung mit Zuwanderern. Wir haben erlebt: Die Veränderung von Haltungen gegenüber Flüchtlingen und Zuwanderern kann immer nur das Ergebnis von langwierigen – auch konfliktreichen – Lernprozessen sein."*

Wo Handel und Wandel das Tagesgeschehen prägen, sind Weltläufigkeit und Offenheit zwangsläufige Nebenprodukte. Eine Erkenntnis, die Alexander von Humboldt zu dem Satz inspirierte: *"Die gefährlichste aller Weltanschauungen ist die Weltanschauung der Leute, welche die Welt **nicht** angeschaut haben."*

Deutschland kämpft mit einer Flut entwurzelter Flüchtlinge.

Kriegsflüchtlinge und Armutsflüchtlinge. Wir dürfen dankbar sein, dass die Amerikaner des 19. und 20. Jahrhunderts diese Unterscheidung noch nicht benutzt haben, um gute von schlechten Immigranten zu trennen. Denn unsere Vorfahren hätten mehrheitlich zu den schlechten gehört.

Deutschland streitet über das Woher, Wohin und Wie viel der Flüchtlinge. Das ist gut. Streit gibt es nur in der offenen Gesellschaft. Es ist das Nebengeräusch der Demokratie. Und es unterscheidet sich sehr positiv von der Grabesruhe totalitärer Systeme.

Dennoch könnten wir einander besser verstehen, wenn schon zu Beginn einer Diskussion, einer Debatte Klarheit über die Herkunft der Argumente bestünde. Stammen sie aus einer Überzeugung zur Nächstenliebe, einer Selbstverpflichtung zum Teilen? Oder fußen sie auf Überlegungen zur armseligen Gestalt unserer demographischen Zwiebel? Beide haben ihre Berechtigung. Die Stimme des Herzens so wie die Logik des Kopfes.

Fraglos brauchen wir am Ende einen gesellschaftlichen Konsens, der **nicht** rein gefühliger Natur sein darf. Denn dann verlören wir die Anforderungen der Realität aus den Augen. Aber ein argumentativer Alleingang des ökonomisch Gebotenen würde uns auch nicht weiter helfen. Der Mensch wird erst dort zum Menschen, wo er sich aus dem kleinen Kreis des Notwendigen und Nützlichen heraus bewegt. Moral UND Möglichkeit. Aber wenn die Moral mehr fordert als die Möglichkeiten hergeben, sollten wir uns ernsthaft fragen, ob ein so reiches Land wie Deutschland tatsächlich schon alles in seinen Möglichkeiten Stehende geleistet hat.

Die Menschen, die zu uns kommen, suchen ein besseres Leben. Sie sind vor dem Krieg geflohen. Sie suchen Sicherheit, sie suchen Chancen, Perspektiven für sich und für ihre Familien. Und sie suchen die Freiheit. Auch unser Bundespräsident sieht hier die Parallele zu früheren deutschen Auswanderern. Ich zitiere: Mit Deutschland *"...verbinden die Flüchtenden dieselben Gefühle, die unsere Vorfahren einst hegten, als sie auf dem Schiff der Freiheitsstatue in New York entgegen gesegelt sind: Sie betreten ein Land der Hoffnung und der Chancen, der Freiheit und der Demokratie."* Die Heimat, das Gewohnte und Bekannte, zu verlassen, um woanders, in einem fremden Land, mit fremder Sprache, mit fremden Menschen und Gebräuchen Besseres zu finden: das tut niemand zum Spaß. Der Druck, der einen von Zuhause fort treibt, ist groß - im 19. wie im 20. und auch im 21. Jahrhundert!

Integration, meine Damen und Herren, braucht ihre Zeit und sie braucht den guten Willen aller Beteiligten. Die Flüchtlinge sollten weder ihre Sprache noch ihre Kultur vergessen, aber sie müssen das Grundgesetz und unseren Wertekanon nicht nur kennen, sondern ihn aktiv teilen. Unser Grundgesetz sieht keine Scharia vor. Also hat sie hier auch nichts zu suchen. Und die Vollverschleierung von Frauen ist ein Schlag ins Gesicht all jener, die seit Jahrzehnten an der Vollendung der Gleichberechtigung arbeiten. Abermals hat Joachim Gauck die richtigen Worte gefunden: *"Für eben diese Werte und für diese Gesellschaftsordnung steht die Bundesrepublik Deutschland. Dafür wollen wir auch unter den Neuankömmlingen werben – nicht selbstgefällig, aber selbstbewusst..."*

Diese Werte – so möchte ich ergänzen – stehen in keiner Weise zur Disposition. Die Ereignisse von Köln haben deutlich gemacht, dass wir sie auch entschieden durchsetzen müssen. Auf der anderen Seite sollten wir uns über die kulturelle Bereicherung freuen. Denn vieles, was die Flüchtlinge mit sich bringen, wird unser Land erneut bunter und vielfältiger machen.

Dennoch: Wer zu uns geflüchtet ist, sollte alles tun, um unsere Sprache zu lernen und sollte uns zeigen, dass er gewillt ist, seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen.

Und wir?

In weiten Teilen Deutschlands gab es eine täglich praktizierte Willkommenskultur. Wie lange sie noch halten wird, wissen wir nicht. Land und Kommunen sorgen für vieles. Aber Zuwendungen, Deutschkurse, Unterbringung und einfacher wie zügiger Zugang zum Arbeitsmarkt bilden nur den Rahmen für eine Integration. Im Hinblick auf Praktika, innovative Ausbildungswege und Arbeitsangebote sind die Arbeitgeber gefordert. Aber im öffentlichen und privaten Raum, den Orten der Begegnung, auf den Plätzen, in der Straßenbahn, in Kindergarten- und Schulen, beim Frisör und am Arbeitsplatz kann jeder durch einen Blick, eine Geste, eine Handreichung, mit einem Wort deutlich machen, was sie oder er unter "Willkommenskultur" versteht.

Ich denke, dass positive Erfahrungen in diesen persönlichen Begegnungen die Flüchtlinge Rückschläge im formalen Bereich eher ertragen lassen als umgekehrt. Sich angenommen fühlen, ja angekommen sein ist das Ergebnis positiver persönlicher Begegnungen.

Und zumindest hierbei ist jeder und jede von uns gefragt! Meine Damen und Herren, die **Einigkeit** muss neu errungen werden. Es wird ein hartes Stück Arbeit für uns alle.

Das **Recht** ist der verbindliche Kontext, der Schirm, unter dem sich Alt-und Neubürger Deutschlands auf einander zu bewegen werden.

Und die **Freiheit** werden wir als gemeinsames Gut feiern und verteidigen.



Ich bitte Sie, sich jetzt von den Plätzen zu erheben. Auf unseren Bundespräsidenten und unser Vaterland ...

Hepp - Hepp – Hepp - Hurra